

(Nachdruck verboten.)

89]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Frau Karoline lebte nunmehr in steter Aufregung, stets eifrig darauf bedacht, jede von Saccards Entschließungen kennen zu lernen, um sie nötigenfalls zu durchkreuzen. Diese neue, allzu prächtige Einrichtung fand ihren Beifall nicht; sie konnte dieselbe indessen nicht grundsätzlich tadeln, da sie in den schönen Tagen zärtlichen Vertrauens, wo sie über die Besorgnisse ihres Bruders scherzte, die Notwendigkeit größerer Räumlichkeiten ausdrücklich anerkannt hatte. Ihre offen ausgesprochene Befürchtung, ihr Argument bei der Bekämpfung dieses Prunks bestand darin, daß das Haus sein Gepräge von wohlstandiger Redlichkeit und hohem, religiösem Ernst verlor. Was sollten die an die mönchische Zurückhaltung, an das stimmungsvolle Halbdunkel der Parterreräume der Rue Saint-Lazare gewöhnten Kunden denken, wenn sie diesen Palast der Rue de Londres mit den lärmdurchrauschten und lichtüberfluteten großen Stockwerken betraten? Darauf antwortete Saccard, sie würden von Bewunderung und Hochachtung niedergedonnert sein, und es würden diejenigen, die fünf Frank mitbrachten, von stolzem Selbstgefühl ergriffen und von Vertrauen berauscht zehn aus der Tasche ziehen. Und er behielt recht mit seinem brutalen, aufdringlichen Glanzgold. Der Erfolg des Prachtbaues war ein wunderbarer; er übertraf an wirksamer Zugkraft die ungewöhnlichsten Reklame-Artikel Zantrous. Die frommen kleinen Rentner der abgelegenen Stadtteile, die armen Landpfarrer, die frühmorgens mit der Eisenbahn zugereist kamen, blieben verklärt und mit offenem Munde vor dem Thore stehen und kamen hochgerötet vor Freude wieder heraus, weil sie in dem Hause Geld liegen hatten.

Was aber Frau Karoline vor allem ärgerlich schien, war der Umstand, daß sie nicht mehr im Hause selbst wohnte, nicht mehr unbemerkt Aufsicht führen konnte. Kaum durfte sie von Zeit zu Zeit unter einem Vorwand nach der Rue de Londres kommen. Sie lebte jetzt einsam im Zeichenfaale und sah Saccard meist nur abends. Er hatte seine Privatwohnung immer noch dort, aber das ganze Erdgeschloß nebst den Geschäftsräumen im ersten Stock blieb verschlossen, und die Fürstin von Orviedo, die eigentlich froh war, ihrer stillen Neue wegen dieser Bank, dieses Geldladens in ihrem eignen Hause jetzt entledigt zu sein, suchte in ihrer absichtlichen Verachtung eines jeden Gewinns, auch des erlaubten, nicht einmal die Räume wieder zu vermieten. Das leere Haus erdröhnte von jedem vorbeifahrenden Wagen und glich einem Grabe. Jetzt vernahm Frau Karoline durch die Dede hindurch nur noch die schauerliche Stille der geschlossenen Schalter, aus denen zwei Jahre lang ein leises Gekling von Gold ohne Unterlaß herausgedrungen war. Die Tage kamen ihr träger und länger vor. Und dennoch arbeitete sie viel, immerfort von ihrem Bruder in Anspruch genommen, der ihr vom Orient aus schriftliche Arbeiten schickte. Manchmal hielt sie mitten im Schreiben inne und lauschte aus alter Gewohnheit, von instinktiver Unruhe und vom Bedürfnis erfaßt, zu erfahren, was drunten vorging: nichts, nicht ein Sauch, nur die leere Dede der dunklen und festverschlossenen Säle. Da überkam sie ein leises Frösteln, und angstbekommen träumte sie einige Augenblicke. Was trieb man wohl in der Rue de Londres? Zeigte sich nicht in eben dieser Stunde der Riß in der Mauer, welcher den ganzen Bau zu Fall bringen würde?

Bald verbreitete sich das noch unbestimmte Gerücht, Saccard beabsichtige eine abermalige Erhöhung des Kapitals. Von hundert Millionen wollte er es auf hundertfünfzig bringen.

Zu eben diesem Zeitpunkt herrschte eine ganz besondere Aufregung; die vom Schicksal vorgezeichnete Stunde war da, zu welcher die aufgehäuften Glückfälle des Kaiserreichs, die ungeheuren Arbeiten, welche die Stadt neu gestalten hatten, der tolle Kreislauf des Geldes, der rasende Aufwand an Luxus unbedingt zu einem Fieberwahn der Spekulation führen mußten. Jeder wollte seinen Anteil an der Beute, jeder wagte auf dem Spieltisch sein Vermögen, um es zu verzehnfachen,

und wie so viele über Nacht reich Gewordene in Genüssen zu schwelgen. Im Winde flatterten die Fahnen der Ausstellung; die Beleuchtungen und die Musikklänge vom Marsfeld, die aus der ganzen Welt zusammengeeströmt und die Straßen überschwemmende Menge, dies alles stieg Paris vollends zu Kopf und verjagte alle in einen Traum von unerschöpflichem Reichtum und unumschränkter Herrschaft. Aus dem Lärm der an den Tischen exotischer Speisehäuser tafelnden, in einen ungeheuren Jahrmarkt verwandelten Riesenstadt im Fesirausch, wo unter dem Sternenhimmel die Freude offen zu verkaufen war, stieg an den tageshellen Abenden gleichsam der letzte Anfall des Wahnsinns empor, die freudige und lüsterne Verriätheit der vom Untergang bedrohten Großstädte.

Mit seinem Spürsinn eines gewiegten Deutelschneiders hatte Saccard diesen Anfall, dieses Bedürfnis eines jeden, sein Geld in den Wind zu schleudern, Taschen und Körper zu leeren, so klar erkannt, daß er die Reklamegelder verdoppelt und Zantron zu dem allerbetäubendsten Spektakel aufgehetzt hatte. Seit Eröffnung der Weltausstellung erschollen Tag für Tag in der Presse laute Glockenklänge zu Ehren der Univerjelle; jeden Morgen erklangen die Gymbeln aufs neue, damit die Leute sich umschauten: bald eine auffallende Tagesneuigkeit, die Geschichte von einer Dame, die hundert Aktien in einer Droische liegen ließ, bald ein Auszug aus einer kleinasiatischen Reisebeschreibung, worin zu lesen stand, daß Napoleon das Haus der Rue de Londres vorausgesagt hatte; bald ein großer Leitartikel, in welchem die Rolle des Bankhauses bei der demnächstigen Lösung der orientalischen Frage vom politischen Standpunkt aus besprochen wurde; die fortlaufenden Notizen in Fachzeitungen ungerechnet, die alle angeworben waren und in dichten Reihen vormarschierten. Zantron war nämlich auf den Gedanken gekommen, mit den kleinen Börsenblättern Jahresverträge abzuschließen, wonach von jeder Nummer ihm eine Spalte gesichert blieb. Diese Spalte verwandte er mit so erstaunlicher Fruchtbarkeit und Vielfältigkeit der Phantasie, daß er sich zu Angriffen auf die Univerjelle verstieg, um sich selbst nachher triumphierend zu besiegen. Die berühmte, von ihm ausgesommene Flugschrift war in einer Million Exemplare in die ganze Welt geschleudert worden. Seine neue Korrespondenzagentur war gleichfalls geschaffen und bemächtigte sich unter dem Anschein, Börsenberichte an die Provinzialblätter zu versenden, mit Ausschließlichkeit des Marktes aller bedeutenderen Städte. Schließlich gewann die „Espérance“ unter seiner geschickten Leitung von Tag zu Tag größere Bedeutung. Großen Eindruck hatte eine Reihe von Aufsätzen in betreff des Dekrets vom 19. Januar 1867 gemacht, welches die übliche Adresse an den Kaiser durch das Recht der Interpellation ersetzte, — eine neue Konzession des der Freiheit zuschreitenden Kaisers. Saccard, der diese Aufsätze inspirierte, ließ darin seinen Bruder noch nicht offen angreifen, der trotz allem Staatsminister verblieb und in seiner leidenschaftlichen Herrschbegier sich heute entschloß, das zu verteidigen, was er gestern verurteilte. Aber man merkte, daß Saccard auf der Lauer stand und sein Augenmerk auf die schiefe Stellung Rougons gerichtet hielt, der in der Kammer zwischen der nach seiner Erbschaft listernen Mittelpartei und den mit den absoluten Bonapartisten gegen das liberale Kaiserreich verbündeten Merikalen eingeklemmt war. Schon begannen die Anspielungen; das Blatt ging wieder zum kriegerischen Katholizismus über und änzerte bei jedem Akt des Ministers seine erbitterte Verstimmung. Schlag sich die „Espérance“ auf die Seite der Opposition, so war die höchste Volkstümmlichkeit erreicht, und ein kriegerischer Windhauch schleuderte vollends den Namen der Univerjelle nach den vier Enden Frankreichs und der Welt.

Bei diesem gewaltigen Schieben und Drängen der Reklame, in der aufs höchste aufgeregten, für alle Thorheiten reifen Umgebung, machte die voraussichtliche Erhöhung des Grundkapitals, dieses Gerücht von einer neuen Emission von fünfzig Millionen, selbst die vernünftigsten Leute wahnwitzig. Von den bescheidensten Wohnungen bis zu den Hotels des Adels, von dem Stübchen der Hausdiener bis zum Empfangssaal der Herzoginnen, in allen Köpfen loderte es hell auf, allerwärts wuchs die günstige Voreingenommenheit zum blinden, heldenmütigen und kriegerischen Glauben. Man zählte die großen Leistungen auf, welche die Univerjelle bereits

vollbracht hatte, diese niederschmetternden ersten Erfolge, die unverhofften Dividenden, wie sie noch keine Gesellschaft in ihren Anfängen verteilt hatte. Man erwähnte zunächst den glücklichen Gedanken der „Gesellschaft der vereinigten Dampfschiffe“, die so rasch herrliche Ergebnisse erzielt hatte, — dieser Gesellschaft, deren Aktien bereits hundert Frank Agio aufwiesen; dann das Silberbergwerk des Karmel mit seiner wunderbaren Ertragsfähigkeit, auf welches ein Kanzlerredner in der Notre-Dame-Kirche angespielt hatte, als auf ein der gläubigen Christenheit von Gott gesandtes Geschenk; dann eine andre Gesellschaft zur Ausbeutung unermesslicher Kohlenlager, dann diejenige, welche die großartigen Waldungen des Libanon regelrecht ausnützte, endlich die Gründung der so feststehenden „Türkischen Nationalbank“ in Konstantinopel.

Nicht ein einziger Mißerfolg! Ein wachsendes Glück verwandelte in Gold alles, was das Haus nur angriff; schon gab eine große Gruppe blühender Schöpfungen für die künftigen Operationen eine unerschütterliche Basis ab und rechtfertigte die rasche Erhöhung des Kapitals. Hier that sich die Zukunft vor den überhitzten Phantasien weit auf, eine an noch bedeutenderen Unternehmungen so reiche Zukunft, daß sie jetzt die fünfzig neuen Millionen erforderte, und die bloße Ankündigung genügte, um alle Köpfe aufs äusserste zu verwirren. Hier war für Vörsengerüchte und Salongespräche ein unabsehbares Feld. Aus der Reihe der übrigen Pläne ragte aber die demnächstige große Unternehmung der Orientbahnen hervor; von den einen gelehnet, von den andren gerühmt, beherrschte sie alle Gespräche.

Die Frauenwelt vor allem war leidenschaftlich begeistert und machte zu Gunsten der Sache ungeheime Propaganda. In der trauten Stille des Poudoirs, bei festlichen Dinern, hinter blütenbedeckten Blumentischen, zur späten Theestunde, selbst im Dunkel der Alkoven beflehten reizende Geschöpfe mit überzeugendem Kosen die Männer: „Wie? Sie haben keine Univerfelle? Das ist aber das allerbeste. Kaufen Sie schleunigst Univerfelle, wenn Sie geliebt sein wollen!“ Das gäbe einen neuen Kreuzzug, sagten sie, die Eroberung Afriens, welche die Kreuzfahrer Gottfrieds von Bouillon und Ludwigs des Heiligen nicht fertig gebracht hatten, und die sie nunmehr mit ihren zierlichen Geldbörsen zu bewerkstelligen sich zutrauten. Alle waren sehr wohl unterrichtet; sie sprachen in technischen Ausdrücken von der zuerst zu eröffnenden Hauptlinie von Brussa nach Beirut über Angora und Aleppo. Später sollte die Zweigbahn von Smyrna nach Angora daran kommen, dann von Trapezunt nach Angora über Erzerum und Sinas, noch später von Damaskus nach Beirut. Hier pflegten sie mit bedeutungsvollem Augenblinzeln zu lächeln und zu flüstern, es würde vielleicht, o, in langer, langer Zeit, eine andre Bahn geben, diejenige von Beirut nach Jerusalem über die alten Küstenstädte Saida, Akko, Jaffa, und dann — wer weiß? — auch von Jerusalem nach Port-Said und Alexandria. Außerdem sei ja Bagdad nicht allzu weit von Damaskus, und müßte eine bis zu dieser Stadt vordringende Bahnlinie dereinst Persien, Indien und China für das Abendland gewinnen.

Bald sah sich Saccard genötigt, morgens in seinem prunkvollen Arbeitszimmer im Stile Ludwigs XIV. seine Thüre zu versperrern, wenn er arbeiten wollte. Denn es war jetzt ein förmlicher Sturm, der Vorbeimarsch eines Hofstaats, der bei seinem König zur Morgenaudienz kam, Höflinge, Geschäftsleute, Bittsteller, — kurz, eine zugellose Anbetung und Anbettelung der Allmacht.

Am Morgen eines der ersten Julitage zeigte er sich besonders unerbittlich; er hatte den ausdrücklichen Befehl gegeben, niemand einzulassen. Während das Bartzimmer mit einer Menge überfüllt war, die trotz des Bescheides des Thürstehers halsstarrig wartete und immer noch hoffte, hatte er sich mit zwei Abteilungspräsidenten eingeschlossen, um die Vorarbeiten zur neuen Emission zu vollenden.

Nach Prüfung mehrerer Entwürfe hatte er sich zu Gunsten einer Kombination entschlossen, die vermöge dieser neuen Emission von hunderttausend Aktien ermöglichte, die zweimalhunderttausend alten Aktien vollständig einzuzahlen, auf welche erst je hundertundfünfundzwanzig Frank eingezahlt waren. Zu diesem Behufe sollte die den Aktionären ausschließlich vorbehaltenene neue Aktie gegen zwei alte eingetauscht und zu sofort einzuzahlenden achthundertundfünfundzwanzig Frank aufgelegt werden, darunter fünfhundert Frank für das Kapital und dreihundertundfünfundzwanzig Frank Agio für die projektierte Vollenzahlung. Aber es stellten sich mehrfache Verwicklungen ein, und es blieb noch eine große Lücke auszufüllen, was Saccard sehr nervös

machte. Das Stimmengesumm im Bartzimmer erbitterte ihn. Dieses vor ihm auf dem Bauch liegende Paris, diese Schuldigungen, die er sonst mit der Gutmütigkeit eines zutraulichen Despoten entgegennahm, erfüllten ihn an jenem Vormittag mit tiefer Verachtung.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom Zug der Vögel.

Der Lenz ist gekommen, und mit ihm kamen, von kühlen Lüften heimwärts getrieben, all die gefiederten Sänger, die der rauhe Herbst von dannen geschwächt. Mit mehr Stimme als zoologischer Berechtigung versichern unsre Kleinen, kaum daß die Märzsonne die ersten Krokus und Schneeglöckchen aus der Erde lodt: „Alle Vögel sind schon da, alle Vögel, alle ...“ und zählen sie (dem Dichter folgend) in bunter Reihe auf ... Vögel, die überhaupt uns nicht verlassen, wie Amsel und Fink, und Vögel, die wirklich übers Meer zogen. ...

Was veranlaßt wohl unsre gefiederten Freunde, zu uns in den nordisch frischen Frühling zurückzukehren, da kaum das erste Grün von den Zweigen winkt, und was treibt sie im Herbst, da noch warmer Sonnenschein über Wald und Wiese liegt, gen Süden, weit übers Meer?

Ein mächtiger Instinkt giebt sich hier kund, etwas, das in seinem Kern uns immer noch ein ungelöstes Rätsel ist. Wir können darüber nur Vermutungen hegen, die freilich viel Wahrscheinlichkeit haben, aber gleichwohl nur Vermutungen bleiben.

Die Vögel sind Kinder des Lichts und der Wärme, zart und vermöge ihrer marlofen, Luft bergenden Knochen weit empfindlicher gegen alle atmosphärischen Einflüsse als irgend ein andres Tier. Von der Vogellunge führen seine Luftsäcken direkt in die Hohlräume der Knochen, die also fortwährend von der Luft durchströmt, durchlüftet werden. So ist der Vogel ein lebendiges Wetterhäuschen, sein luftgefüllter Körper ein untrüglicher Wetterpropheet; das Wetter liegt ihnen, wie unsre Rheumatiker sich auszudrücken pflegen, in den Knochen.

Die Luftströmungen sind es nach der Anschauung der meisten Forscher daher, die den Zug der Vögel bedingen, einleiten und führen. Wenn unter dem Vordrängen südlicher und südöstlicher Luftströmungen im Frühling allgemach der polare Luftstrom schwindet, so kehren unsre gefiederten Freunde zurück, die uns die kühlen Nord- und Nordostwinde im Herbst entführten.

Solche klimatischen Erscheinungen sind konstant, und ihr Eintritt ist nicht selten an einen bestimmten Tag gebunden. Das erklärt uns auch das scheinbar rätselhafte Faktum, daß manche Vogelart uns an einem bestimmten Tage verläßt und an ebenso bestimmtem Tage wieder zurückkehrt. So heißt's mit Recht von den Schneepfen: „Duck, da kommen sie,“ und in Ostpreußen pflegt z. B. der Storch „zu Marien“ (25. März) anzukommen und am 26. August wieder von dannen zu ziehen.

Je empfindlicher ein Vogel ist, um so später sucht er die nordische Heimat wieder auf, um so früher verläßt er sie wieder. Mit dem 1. August schon verläßt uns der Mauersegler, ihm folgen wenige Tage später die Uferschiffelänger, Kuckuck, Pirole u. s. f., um Ende April und Anfang Mai erst wieder zurückzukehren. Die abgehärteten Finkenmännchen aber ziehen (wenn überhaupt) erst Ende November fort und sind oft schon im Februar wieder zurück. Die ganz „harten“ Sperlinge, Goldammer, Baumtönige, Wasseramseln u. s. f. trocken vollends, dank ihrem dickeren Federkleid, dem Winter und bleiben ruhig daheim.

Wie findet nun der Vogel seinen Weg und wie die alte Heimat wieder? Hören wir zunächst, was uns die Ornithologie über die Zugtrassen lehrt.

In Deutschland und ganz Mitteleuropa geht der Zug im allgemeinen von Nordost nach Südwest, bald mehr die südliche, bald mehr die westliche Richtung behauptend. Alle Gewässer, alle Täler, Gebirgspässe, Wälder und Haine, die in der genannten Richtung verlaufen, sind Anhaltspunkte und Orientierungsmittel für den Wanderer. Für Deutschland bilden so Rhein, Elbe, Oder und Donau Haupt-Zugtrassen. Die Zugvögel Englands passieren zunächst den Kanal und ziehen dann mit den französischen Brüdern im Gebiete der Rhone und Garonne. Ueber die Pyrenäen gehts, längs des Ebro, Guadiana, Guadalquivir und über die Meerenge von Gibraltar dann hinein nach Afrika. Eine dritte große Zugtrasse in den dunklen Erdteil führt über Italien und seine Inselgruppen, die Balkanhalbinsel und das inselreiche Ionische und Aegäische Meer.

Wenn auch die vornehmlichste Reiseart der Zugvögel ist, so legen die Vögel doch „ein jeglicher nach seiner Art“ den langen Weg zurück. Die schwächeren Vögel reisen des Nachts oder in der Dämmerung, die wehrhaften, flüchtigen im Sonnenschein ... bald einzeln, bald familienweise, bald endlich in mächtigen Heerzügen, oft in getrennten Geschlechtern und dann gewöhnlich beim Ginzuge die Weibchen, beim Herzuge aber die Männchen voraus.

Die guten, größeren Flieger ziehen stets in bestimmter Ordnung und sehr hoch. Als der englische Astronom Tennant an einem Herbsttage 1875 von der Sternwarte aus die Sonnenscheibe be-

obachtete, tauchte plötzlich im Sesselbe seines Fernrohrs eine Schar von Zugvögeln auf, die nach seiner Schätzung in der Entfernung von etwa einer Meile über der Erdoberfläche die Sonne verdunkelten. So hoch flogen jedoch auch die besten Flieger nur bei klarer Witterung; ist das Wetter trübe oder neblig, so streicht der vorsichtige Vogel nahe der Erde. Regnet es vollends oder wehen widrige Winde, so wird meist der Zug unterbrochen und Raft gemacht.

Die Ordnung, die beim Fliegen innegehalten wird, ist eine (je nach der Vogelart) recht verschiedene. Regenpfeifer und Röhre zum Beispiel ziehen in einer Formierung, ähnlich der schiefen Schlachtlinie des Epaminondas; Wildgänse, Kraniche u. a. in der bekannten Keilform. Die erfahrensten und stärksten Tiere bilden die Spitze des Keils und lösen einander in dieser Führung von Zeit zu Zeit ab. Solche abdachige, keilförmige Figur, wie sie eine Schar größerer Vögel beim Ziehen zu bilden pflegt, durchschneidet schon an und für sich besser die Luft und zugleich unterstützt die ganze Anordnung den Flug des Gesamtzuges aufs wirksamste; die Vogelschar stellt eben in ihrer Gesamtheit durch die „schiefe Schlachtreihe“ im wesentlichen nichts andres dar, als den spitzen Keil eines Seglers. Und wie ein segelndes Schiff lassen sich Kraniche u. s. f. auch „mit dem Winde“ treiben. Der Keil zeigt regelmäßig eine längere und eine kürzere Seite. Letztere, in der Waidmannssprache „Haken“ geheißen, liegt „unter Wind“; die längere Seite, die Hauptlinie, wird so formiert, daß die Windströmung sie halb von der Seite, halb von hinten trifft.

Die Mehrzahl der Vögel fliegt, wie es scheint, mit dem Winde — der ehemals gemachte Einwurf, daß ihnen der Wind dann ja in die Federn blasen müßte, trifft nicht zu, weil sie meist schneller fliegen als der Wind. Einige wenige Vogelarten, wie beispielsweise Saatkrähnen und Dohlen, fliegen in eigenartiger Weise gegen den Wind. Sie steigen zunächst, die Luft durchdringend, fergengerade zu ziemlicher Höhe auf und lassen sich dann, die Flügel wie ein Fallschirm breitend, in schiefer Ebene einfach herabfallen, wobei sie (nach Stovrommel) ein gut Stück vorwärts kommen. Einer nach dem andern aus dem Schwarm ahmt das Beispiel nach; dann zieht man in der Tiefe eine Strecke geraden Weges, und von neuem wiederholt sich das merkwürdige Schauspiel.

Wie aber reisen kleinere Vögel, die zum Zuge nicht so geschickt sind wie die „Könige des freien Fluges“? Sie benützen unterwegs jedes Transportmittel, wenn man so sagen darf. Flatternd, laufend, schwimmend gelangen sie nach zahlreichen Rafttagen zunächst an den Fuß der Alpen, so ermattet, daß sie sich mit den Händen greifen lassen. Und die dennoch aus Gestade des Oceans glücklich gelangen, wie stellen sie es an, über die Wasserwüste hinüberzukommen? Es erwacht in ihnen plötzlich ein Instinkt, der sie mit einem Male zu geschickten Piloten werden läßt. Zu Tausenden und Abertausenden harren sie am Strande, bis eine günstige Brise aufspringt, die sie auf ihren Schwingen in den dunklen Erdteil trägt.

Mancherlei Gefahren drohen den Vögeln auf diesen mühseligen Reisen. Vor allem ist es der „größte Räuber dieser Erde“, wie Weber den Menschen nennt, der ihnen mit seiner tausendfachen Quälerei und List entgegentritt. Vrehm schildert diesen wenig gastlichen Empfang am Mittelmeer recht drastisch: „Ganz Italien wird zu einer Rördergrube; was nur getötet werden kann, wird gemordet. Der Bürger verläßt sein Gewerbe und zieht hinaus, den Singvögeln aufzulauern. Kaum besser ist es in Spanien, und wenn der Grieche nicht auch an dem allgemeinen Morden teilnimmt, ist daran wahrlich nur seine Faulheit schuld.“ Ein Glück nur, daß die Wilden auch hierin bessere Menschen sind als ihre „von Europas überhäufte Höflichkeit“ verdorbenen weißen Brüder. In Afrika haben es die Vögel gut; sie erscheinen zu einer Zeit, da (unmittelbar nach der Regenperiode) „alles Fülle, alles Leben“ ist. Und hier harren sie des Frühlings, unfres Frühlings.

Kaum erwachen die linden Lüfte, so duldet's keinen mehr in der gastlichen Fremde. Gerade der Frühlingszug macht sich, mit der Herbstreise verglichen, als viel stürmischere Bethätigung des Wandertriebes geltend. Mißt sich doch in die Sehnsucht nach der Heimat nun die Liebe! Nur bei uns nämlich brüten alle diese Vögel, nur bei uns fühlen sie sich wahrhaft heimisch.

Wie stark dieses Heimatsgefühl ist, zeigt sich beispielsweise darin, daß eine Reihe kleiner, in Island heimischer Vogelarten sich bei der Rückkehr aus dem Süden durch die geeigneteren Nistplätze und die reichlichere Nahrung nicht verführen läßt, in Deutschland zu bleiben, sondern die gefährvolle, weite Reise über das Meer in ihr nordisches Vaterland fortsetzt.

Und in seltenem Instinkt findet der Vogel die alte, liebe Heimstätte stets wieder. Zahlreiche, unanschätzbare Beobachtungen bestätigen uns, daß Jahre hintereinander Vögel, die durch Stimme, Gesang oder körperliche Abzeichen kenntlich waren — man denke nur an unsere Störche — zu ihren Freunden und ins alte Nest zurückkehrten. „Zieht man die lange Abwesenheit, die mit der Reise verbundenen Gefahren und Schwierigkeiten in Betracht, so scheint es unglaublich, daß irgend ein nichtmenschliches Wesen fähig sein könne, nach einem achtmonatlichen Aufenthalt in Centralafrika im Frühling auf einen nordischen Bauernhof zurückzukehren, und noch wunderbarer ist es, daß (wie ein englischer Zoologe berichtet) mehrere Mauerschwalben, die deutlich gekennzeichnet waren, nicht nur drei Jahre lang nach einander zurückkehrten, sondern daß sogar eine selbst nach sieben Jahren am nämlichen Orte gefangen wurde.“ —

Dr. Adolf Seibörn.

Kleines feuilleton.

k. Die Trias der chinesischen Kaufleute. Es hat den Anschein, als sollte Europa nähere Bekanntschaft mit den chinesischen Kaufleuten machen. Die Ankunft der ersten Händler in Moskau wurde in den letzten Tagen berichtet. Die Bewohner des himmlischen Reiches sind listige Gesellen, von deren kaufmännischen Gewohnheiten ein englischer Reisender manchen eigenartigen Zug erzählt. Der Chinese besitzt in hohem Grade einen natürlichen kaufmännischen Instinkt. Er studiert nicht nur wie europäische oder amerikanische Kaufleute die Kosten seiner Ware, ihre Eigenschaften, die Bedingungen des Marktes usw., sondern er studiert auch jeden Kunden individuell. Erst wenn er seine Leichtgläubigkeit genau abgeschätzt hat, nennt er den Preis seiner Ware, und deshalb hängen in China die Preise der Artikel von der Person des Käufers ab. Jeder Fremde bezahlt in Peking mehr für Fleisch als die Chinesen, und wenn zwei denselben Preis geben, so bekommen sie sicherlich nicht dasselbe Gewicht. Der Darbier in Peking verlangt von einem Gesandten 2 M., von dem Legationssekretär 1 M. und vom gewöhnlichen Fremden 50 Pf. Ebenso stufen die Wasserträger ihre Monatsrechnung ab. Wie unbedeutend der Gegenstand auch ist, ein Kauf in China ist wirklich ein intellektuelles Duell. Jeder sucht den andern zu betrügen; häufig bezahlt der Käufer weniger als er sollte, und der Verkäufer betrügt ihn dafür beim Maß oder Gewicht. „Meine erste Erfahrung in dieser Art Verechsamkeit“, erzählt der Engländer, „machte ich beim Kauf von zwei Porzellanvasen, für die der Verkäufer 200 M. Nettopreis verlangte und wofür ich nach zwei Stunden 25 M. bezahlte. Ich fuhr beim Kaufen solcher Sachen in folgender Art am besten: Ein Karitätenhändler, der irgend etwas zum Kauf anbot, hielt eine kleine Rede über die Seltenheit, schöne Form und Farbe des Gegenstandes und schloß gewöhnlich, es kostet nur 20 Mark. Dann sagte ich: „Ich will 50 Pfennige geben!“ „Sehen Sie nur, wie schön es ist!“ sagte der Kaufmann. „Ich habe zu thun, ich brauche es nicht.“ „Nun“, meint der Händler, „ich möchte es gern Ihnen verkaufen. Geben Sie 15 Mark.“ „Nein, gehen Sie nur.“ „Schön, Sie sollen es für 50 Pf. haben.“

Man könnte ein Buch über die Trias und den greifbaren Betrug des chinesischen Händlers schreiben. Mit einem Gänsefett bläst er das älteste Hammelfleisch so auf, daß es fett und verlodend aussieht. Er thut Steine in den Kohl, den er pfundweise verkauft. Er verkauft Zwergerorange Bäume, mit Früchten beladen, von denen neun Zehntel an die Zweige gebunden sind und sich nie entwickeln. Oder wenn ein Porzellangegenstand ein Loch hat, schleift er das Loch geschickt aus, leimt etwas ein und reproduziert so genau auf der Außenseite alle Einzelheiten und Farbenschattierungen, daß nur durch Anwendung von Säure der Betrug entdeckt würde. Wie klein der Nutzen auch ist, er betrügt um des Betrügens willen. Ein britischer Gesandter in China, der ein feiner Kenner der Sprache ist, machte mit einem Silberschmied in Peking einen Kontrakt, daß dieser ein Paar Kandelaber aus gelieferten mexikanischen Dollars anfertigen und 3 Proz. des Silbers für seine Arbeit erhalten sollte. Die Kandelaber wurden zur größten Zufriedenheit ausgeführt und geliefert. Als er nach einigen Jahren nach England zurückkehren wollte, beschloß er die Kandelaber zu verkaufen. Ein anderer Silberschmied bot aber nur 10 M. dafür, und nun erst erfuhr der Gesandte, daß nicht eine Unze Silber in den Kandelabern war, für die er dreihundert mexikanische Dollar geliefert hatte. In größter Wut sandte er nach dem ersten Silberschmied, worauf sich folgendes Gespräch entspann. Vorausgeschickt sei, daß es als Zeichen der Hochachtung angesehen wird, wenn ein Untergeordneter die Worte wiederholt, die ein Höherer an ihn richtet. Der Gesandte begann: „Du höllischer Schurke! Habe ich nicht vor drei Jahren einen Handel mit Dir gemacht, mir ein paar massive Silberkandelaber zu machen, und habe ich Dir nicht 300 Dollar dazu geliefert?“ Der Silberschmied erwiderte: „Du höllischer Schurke! Habe ich nicht vor drei Jahren einen Handel mit Dir abgeschlossen, mir ein paar massive Silberkandelaber zu machen, und habe ich Dir nicht 300 Dollar dazu geliefert? Ja, Ew. Excellenz.“ Der Gesandte: „Und ist das nicht Deine Arbeit, und da ist nicht eine Unze Silber darin?“ Der Silberschmied: „Und ist das nicht meine Arbeit, und da ist nicht eine Unze Silber darin?“ Sehr wahr, Ew. Excellenz.“ Der Gesandte: „Du schamloser Dieb! Wenn Du mir nicht vor Sonnenuntergang jeden Dollar, den ich Dir gab, bringst, schide ich Dich ins Gefängnis. Geh mir aus den Augen!“ Der Silberschmied: „Du schamloser Dieb. Wenn ich vor Sonnenuntergang Ew. Excellenz nicht jeden Dollar bringe, den Ew. Excellenz mir gab, werden Sie mich ins Gefängnis schicken. Ganz recht, Ew. Excellenz!“ Der Silberschmied verbeugte sich und ging. Nach einer halben Stunde kehrte er mit dem Gelde zurück, händigte es dem Gesandten ein und verließ ihn mit vielen Versicherungen seiner ausgezeichneten Hochachtung und den besten Wünschen für eine angenehme Heimreise. —

Aus dem Tierleben.

— Das Gewölle des Schwarzspechtes wird im Freien nur selten, im Höhlenneße niemals gefunden. Daraus erklärt es sich wohl auch, daß es selbst unfren gewiegtsten Ornithologen bis in unsre Tage, wie die jetzt noch im Erscheinen begriffene neue Ausgabe von Johann Friedrich Naumanns großer klassischer „Naturgeschichte der Vögel Mittel-Europas“ beweist, entgangen ist, fest-

zustellen, daß das Gewölle des Schwarzspechtes von einer dichten, weißlichen, undurchsichtigen Haut umschlossen ist. Mehr als der Grünspecht belästigt der Schwarzspecht, namentlich im Winter, die Nester der Ameisen; oft sind beide Spechtarten gemeinsam dabei, ganze Gänge in die Nester der Waldameisen zu bohren und die im Winterschlaf befindlichen Ameisen aus der Tiefe ihrer Schlafkammern herauszuholen. H. Hode hatte Gelegenheit, beide Spechtarten in ihrem zerstörungswerte an einem Neste der großen Waldameise in einem Zeitraum von etwa vier Wochen zu verfolgen. Schwarzspechte hatten nicht weniger als sieben Schächte in den Ameisenbau gegraben, und in noch größerer Anzahl waren die engeren Gassen der Grünspechte vertreten; die der letzteren waren 15 bis 20 Centimeter tief. Die Gänge sind oftmals allerdings noch tiefer, so daß der Specht bei seiner Raubfahrt ganz im Schachte verschwindet. Hode hatte nun, wie er in der illustrierten Jagdzeitung „St. Hubertus“ berichtet, Gelegenheit, auffallend viele Gewölle der Spechte an der Fraßstelle zu finden, ein Beweis dafür, daß die so bequem und im Uebermaße genommene Nahrung bald nach der Aufnahme wieder ausgespiesen wurde. „Die frischen Gewölle an dem Ameisenhaufen“, schreibt Hode, „waren in zwei Formen und zwei Größen vorhanden und umschlossen die gefressenen Ameisen, deren Leiber noch in voller, reiner Farbe glänzten, wohl je zu einem halben bis ganzen Hundert. Die Gewölle waren einmal in Bohnenform, 2 bis 3 Centimeter lang, ein andres Mal in gewundener Form (ähnlich der der Spanncampe), etwa 5 Centimeter lang und zur Zeit ohne merklichen Geruch. Die alt aufgefundenen Gewölle (sie lagen fast drei Wochen unter Schnee) zeigten ihre Hülle teilweise durchbrochen, den Inhalt sehr zerstückt, immerhin jedoch als Ameisen erkennbar, und gaben einen äußerst starken Geruch allzu deutlich von sich.“

Wie kommt die schützende Hülle zu stande? Welche Vorteile gewährt dieselbe für den Spechtnagen? — („Prometheus.“)

Aus der Pflanzenwelt.

en. Eine neue Art der Orange. Angesichts des großen Bedarfs an Orangen und Citronen, der sich überall und zu jeder Jahreszeit geltend macht, wäre es von ersichtlichem Vorteil, wenn diese gesunden und erfrischenden Früchte auch in kälteren Zonen gezogen werden könnten. Dazu wäre es nötig, eine neue Varietät der Pflanzensart zu züchten, die gelegentlich auch harte Fröste zu ertragen vermag. Die dreiblättrige Orange kommt zwar in ziemlich nördlichen Gegenden fort, aber ihre Früchte sind klein und werden höchstens für Konserven benutzt. Das durch seine wissenschaftlichen Bestrebungen verdiente landwirtschaftliche Ministerium der Vereinigten Staaten hatte daher vor einiger Zeit zwei seiner wissenschaftlichen Beamten mit dem Versuch beauftragt, durch Kreuzung der winterharten dreiblättrigen mit der gewöhnlichen süßen Orange ein neues Gewächs zu gewinnen, das beide Eigenschaften, also Widerstandsfähigkeit gegen Kälte und eine süße, ehbare Frucht, vereinigen sollte. Die Experimente sind zur Zeit noch nicht abgeschlossen, aber nach einem Bericht der „Science“ ist es bereits gelungen, zwei Arten zu ziehen, die entschiedene Vorzüge haben und nördlich von den Ländern, wo heute die Goldorange blüht, angepflanzt werden. Sie haben Früchte etwa von der Größe der Tanger-Orange, also von 5-7 Centimeter Durchmesser. Die Ape ist schmal, die Schale dünn und namentlich die Haut zwischen den Abschnitten zart; auch enthalten sie sehr wenig Samenkerne. Unglücklicherweise aber sind sie zu sauer, um aus der Hand ohne Zuder gegessen werden zu können. Sie kommen im Geschmack mehr den Citronen und Limonen als den Apfelsinen nahe, nehmen aber hauptsächlich eine ganz eigne Stellung ein und gleichen keiner andren Frucht, sind vielmehr Neuschöpfungen im eigentlichen Sinne des Begriffs. Sie sind weder dreiblättrige noch gewöhnliche Orangen, obgleich sie in vielen Eigenschaften eine Stellung zwischen beiden Sorten einnehmen; sie sind auch weder Citronen noch Limonen, wenn auch diesen Früchten näher verwandt. Die neuen Früchte sind sehr aromatisch und haben einen feinen sauren Geschmack mit einer Spur von Bitterkeit, die an die der Citrone oder Traube erinnert. Sie geben auch einen ausgezeichneten Saft, der dem der Citronen und Limonen an die Seite zu stellen ist. Für den Gebrauch in der Küche scheinen sie also durchaus geeignet zu sein, und das wäre allein schon ein genügender Grund, ihren Anbau bei uns zu befürworten. Außerlich gleichen die Gewächse am ehesten den dreiblättrigen Orangen, doch sind sie durch viel größere Blätter ausgezeichnet; vermutlich würden sie auch sehr gute Deckpflanzen abgeben. In milderen Gegenden sind sie immergrün, weiter im Norden würden sie wahrscheinlich ihre Blätter im Winter abwerfen. Die Früchte reifen früh und können vor dem Eintritt der Fröste geerntet werden. Die Versuche betreffs ihrer Frostfestigkeit werden noch fortgesetzt werden, jedoch kann es bereits als erwiesen gelten, daß die neuen Orangearten staltgrade vertragen, bei denen die gewöhnlichen Orangen die Blätter verlieren und Zweige von Fingerdicke erfrieren. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

ht. Künstliche Kaffee. Kaffee und Thee kann man wohl die beiden verbreitetsten Genussmittel nennen. Würde man nur die männliche Welt in Betracht ziehen, so würde vielleicht der Tabak mit ihnen konkurrieren; da aber unter den Frauen und Kindern der Reiz des Nikotins noch wenig geschätzt wird und die Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW

Kinder der ärmeren Bevölkerung Kaffee und zuweisen auch Thee leider vielfach als Ersatz der miltigen Milch erhalten, stehen diese beiden unbedingt an der ersten Stelle der Genussmittel. Der wirksamste Bestandteil beider ist das sogenannte Kaffein, ein Stoff, welcher der Gruppe der „Purintörper“ angehört.

Unter diesem Namen faßt man eine größere Klasse von stickstoffhaltigen organischen Substanzen zusammen, von denen am längsten die Harnsäure bekannt ist, die ihren wenig schönen Namen daher hat, daß sie zuerst vor 126 Jahren von Scheele als Bestandteil des Harnes entdeckt wurde. Dem Arzt ist sie als Ursache schmerzhafter Krankheiten, z. B. der Gicht, wohlbekannt, den Zoologen interessiert sie als hauptsächliches Excrement der Schlangen und als Nesterbestand der Insekten, der Landwirt schätzt sie als wertvollen Bestandteil des Guanos.

Außer Stoffen des Tierleibes, die in ihrer Zusammenfassung und in ihren Eigenschaften der Harnsäure nahe verwandt sind (Xanthin, Hypoxanthin, Adenin, Guanin), hat die synthetische (aufbauende) Chemie auch Stoffe des Pflanzenreiches als solche Verwandte der Harnsäure nachgewiesen, nämlich Theophyllin, Theobromin und Kaffein. Die Rolle, die dem letzteren Stoff beim Kaffee und Thee zukommt, spielt das Theobromin beim Kakao. Da sie auch geschätzte Medikamente sind, werden sie fabrikmäßig durch Auslaugen von Thee und Kakao hergestellt, eine Fabrikation, deren Wert jährlich etwa 1 Million Mark beträgt. Nun liegt es aber, wie der berühmte Chemiker Fischer aus Berlin vor der Schwedischen Akademie der Wissenschaften vor kurzem ausgeführt hat, durchaus im Bereiche der Möglichkeit, diese Stoffe künstlich aus der viel billigeren Harnsäure herzustellen, und mehrere Fabriken beschäftigen sich auch ernsthaft mit diesem Problem; Fischer hält es für zweifellos, daß, wie bereits künstliches Theophyllin auf dem Markte erschienen ist, synthetisches (d. h. durch chemische Zusammenfügung gewonnenes) Theobromin und Kaffein in nicht allzu langer Frist folgen werden. Welchen Erfolg die zu erwartende Erfindung des künstlichen Kaffees haben wird, beweist die große Zahl der billigen Kaffeesurrogate, denen doch die anregende Wirkung des Kaffees fehlt, die eben von dem Kaffein-Gehalte herrührt. Ist das künstliche Kaffein erst billig hergestellt, so erscheint die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, das wahre Aroma des Kaffees oder Thees ebenfalls auf künstlichem Wege zu erzeugen; ein kleines Pulver aus einer chemischen Fabrik wird genügen, um, ohne jede Bohne mit Wasser zusammen, ein wohlschmeckendes, erfrischendes Getränk zu einem sehr billigen Preise zu erhalten. Freilich, wer bei der Benutzung des Pulvers, das den besonderen Wohlgeschmack hervorruft, an seine Herkunft aus der Harnsäure denkt, wird zunächst vielleicht etwas Ekel empfinden. Das wird sich aber bald geben. Chemische Umwandlungen sind eben so gründlich, daß dem Endprodukt von den Eigenschaften des ursprünglichen Stoffes gar nichts mehr anhaftet. Die Erzeugung von Kaffein aus Harnsäure unterscheidet sich in nichts von den Prozessen, die sich abspielen, wenn der zur Ernährung der Pflanzen verwendete Dünger sich in wohlschmeckende Früchte oder in herrlich duftende Blumen verwandelt. —

Humoristisches.

— Qualifikation. „Was is denn der Einjährige, Bachmeister?“
 „Rech nich, Herr Rittmeister, gloobe, er hat 'n Buch jeschrieben.“
 „Was, 'n Buch? Na denn wird's wohl mit 'm Geseiten nicht werden.“ —
 — Der Weg zur Seligkeit. Bäuerin: „So, jetzt hob i ent a G'jehats geb'n und a Ganz und a Butta und a Stord voll Eier, mehra son i nüt thoa, daß i in Himmi kumm!“
 Bettelmann: „Doch, Bäuerin! Sag' Dein' Knecht, daß er uns dös Zeug ins Kloster 'naustragt!“
 („Simplicissimus.“)

Notizen.

— Die Erstaufführung von Reznicks Volksoper „Till Eulenspiegel“ im Opernhause ist auf den 2. Mai verschoben. —
 — Regels Ballett „Der Zauberknabe“ geht Ende des Monats im Opernhause erstmalig in Scene. —
 — Preisausschreiben. Der Verein deutscher Zeichenlehrer schreibt Preise von 300 M. und 150 M. aus für die besten Arbeiten über das Thema „Der Zeichenunterricht als Träger der Kunstbildung“. — Für ein litterarisches wertvolles Radlerlied, das nach einer bekannten Melodie zu singen ist und höchstens acht Strophen umfassen soll, setzt der Festauschuß des 18. Kongresses der Allgemeinen Radfahrer-Union D. L. A. in Mannheim-Heidelberg drei Preise an: 100 M., 30 M. und 20 M. —
 — Das Recht zu lachen. Bei einer Trauerspiel-Aufführung im Darmstädter Hof-Theater wurde dieser Tage die Vorstellung durch übermäßiges Lachen einiger Besucher gestört. Ein Theaterdiener erhielt den Auftrag, Ruhe zu gebieten. Er entledigte sich seines Auftrages mit folgenden Worten:
 „Hören Se! Do werd nit gelacht, wann nit gelacht werd; wann Se lache wolle, do komme Se, wann gelacht werd!“ —